

JOSEF KOPPERSCHMIDT

Rhetorik – gestern und heute Oder: Öffentliche Rede in Deutschland

„Widrig ist mir der
Redner Geschlecht“
(F.G. Jünger)

1. Einleitung

Rhetorik – gestern und heute: Wer hätte es gestern noch für möglich gehalten, daß man sich heute in Deutschland um Kopf und Kragen reden kann? Wer hätte es gestern noch für möglich gehalten, daß heute in Deutschland nicht nur Falschaussagen, Steuerhinterziehung und Oppositionsbespitzelung einen Politiker sein Amt kosten können, sondern daß dazu eine einzige, rhetorisch mißlungene Rede ausreicht? „In Athen war eine ungewöhnliche Gebärde des Redners, eine nicht ganz attische Redensart ebenso anstößig, als dem deutschen Volk eine ungewöhnliche Form des Hutes wäre“ – so spottete noch vorgestern der spätaufklärerische Philosoph und Ästhetiktheoretiker Johann Georg Sulzer; „noch verträgt das deutsche Ohr alles“ (1967, S. 147). Immer noch? Im kleinstädtischen Athen am Rhein verträgt man zwar süddeutsche Dialekteinfärbung, doch Hitlers militärischen Siegeszug ein „Faszinosum“ zu nennen, das ist für deutsche Ohren denn doch ebenso unerträglich wie für „taz“-Leser sogenannte „redaktionelle“ Sprachexperimente nach dem Muster „gaskammervolle Diskotheken“ oder „Endlösung der Duden-Frage“.¹

Rhetorik – gestern und heute:

„Wer ... unter den Deutschen sich ernstlich zum Redner ausbilden wollte ..., er fände nirgends Meister und Schule; man scheint hier noch nicht daran gedacht zu haben, daß Reden und Schreiben Künste sind, die nicht ohne sorgsame Anleitung und die mühevollsten Lehrjahre erworben werden können“

– so noch gestern Friedrich Nietzsche (1960/1, S. 292) über die ungelenke „Innerlichkeit“ (S. 235) einer Nation, die nach Thomas Mann in der Musik, nicht in der Sprache das ihr gemäße Ausdrucksmedium fand.² Stimmt das heute noch? Bietet heute nicht fast jede Volkshochschule Rhetorikkurse an? Gibt es nicht in Wirtschaft, Kirche, Gewerk-

¹ Vgl.: Der Spiegel 50, 1988, S. 51 f.

² Mann 1973/2, S. 969 ff.; vgl. auch Goth 1970, S. 27 ff.

schaft, Parteien eigene Institutionen, in denen man das Reden lernen kann? Gibt es nicht – das IDS hat das einschlägige Material bibliographisch vor kurzem erfaßt (Bausch/Grosse 1985) – eine schier unübersichtliche Fülle von Rhetorikbüchern auf dem Markt?³ Wird das alles nur für den Reißwolf produziert? Gibt es nicht sogar Rede-Wettbewerbe (Hochschule für Unternehmensführung in Koblenz) und das „Goldene Mikrophon“ der Bonner Rednerschule – 1988 an Frau Matthäus-Maier als „Rednerin des Jahres“ verliehen? Oder – wem das alles zu unseriös erscheint – gibt es nicht internationale Rhetorik-Kongresse, wissenschaftliche Rhetorik-Zeitschriften („Rhetorik“; „Rhetorica“), eine breite Diskussion über Rhetorik in den verschiedensten Fachorganen (sogar in denen der Philosophie)?⁴ Gibt es nicht an vielen Hochschulen sprachwissenschaftliche Sektionen, in denen Rede- und Gesprächsrhetorik gelehrt und gelernt werden? Gibt es nicht in Tübingen ein Rhetorik-Institut, das „Schreibseminare“ zum obligatorischen Bestandteil der Ausbildung macht (Ueding 1985, S. 14)? Und hat nicht Walter Jens in der „Zeit“ unter dem Titel „Ungehaltene Worte über eine gehaltene Rede“ – schon dies ein beredtes Zeugnis praktischer Rhetorik⁵ – in einem der Hamlet'schen Schauspielereanweisung nacheifernden, rhetorischen Kurzexerzitium gezeigt, wie der Eklat vom 9. November 1988 im Deutschen Bundestag hätte vermieden werden können?

Referent: 'Hatten sich die Juden, fragten sich 1933 viele Menschen in Deutschland, nicht eine Rolle angemaßt, die ihnen nicht zukam?' Daraufhin machen Sie eine Pause, Herr Präsident, und schließen den Satz an: 'Und dabei gab es 1933 nur dreiviertel Prozent Israeliten in Deutschland; kein Jude war preußischer Landrat; ganze zwei Glaubensjuden gehörten zum Reichstag mit seinen 577 Abgeordneten und unter den 200 Ministern der Republik amtierten, glaube ich, nur vier Israeliten! So, meine Damen und Herren, sah die Wirklichkeit aus in unserem Land'. Haben Sie verstanden, Herr Präsident? Jede Behauptung der antisemitisch gestimmten Massen wird, mitsamt ihrem Scheincharakter, durch Ihre die Wahrheit ans Licht bringende Gegenbehauptung konfrontiert'. ... Zwanzig Absätze gestrichen, auch ein paar Floskeln im Rede-Text: Das Ergebnis wäre eine... angemessene... Rede gewesen...⁶

Gab es denn niemanden, der dem Präsidenten diese rhetorischen Ge-

³ Neben Bausch/Grosse 1985 vgl. die bald erscheinende Habilitationsarbeit von Bremerich-Vos.

⁴ Vgl. Themenheft 26. 1986 der Zeitschrift: Neue Hefte für Philosophie.

⁵ Diese Form einer gleichzeitigen kontextuellen Ausbeutung wörtlicher wie metaphorischer Bedeutung eines Wortes heißt rhetorisch „Syllepse“; vgl. Lausberg 1960, S. 353.

⁶ In: Die Zeit 47, 1988, S. 3. Zum Titel s. Brückner!

heimnisse einer „Schlupfwespenperspektive“ hätte verraten können?

Rhetorik – gestern und heute: Im Jahr 1965 hatte der gleiche Walter Jens anlässlich der Tübinger Immatrikulationsfeier eine viel beachtete Rede mit dem Titel „Von deutscher Rede“ gehalten, die zu einer fast kanonischen Aussage über die öffentliche Rede in Deutschland bzw. über ihre Nichtexistenz avanciert ist: „Eine Tradition der politischen Rede mit Vorbildern, Beispielen und Mustern hat sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zwischen Konstanz und Kiel nie gebildet“. (1969, S. 27).⁷ – Stimmt das heute noch? Wie erklärt es sich eigentlich, daß noch Wochen nach dem 9. November sich ganze Zeitungsseiten – und nicht nur in der „FAZ“ und in der „Zeit“ – mit Leserbriefen füllen lassen, die alle auf eine einzige in Deutschland gehaltene Rede reagieren? Wo kommt plötzlich trotz fehlender rhetorischer Tradition „zwischen Konstanz und Kiel“ das Gespür her für eine rhetorisch unangemessene Situationsbewältigung? Wo nehmen die zahllosen Rezensenten dieser als „ungeschickt“ eingestuftem Gedenkrede eigentlich ihre Kriterien her, um dieses Urteil argumentativ abzustützen? Sind die alle erst durch die Weizsäcker-Rede vom 8. Mai 1985 aus dem Hut gezaubert worden?

Rhetorik – gestern und heute: „Wer kann heute noch angemessen reden?“, fragte jüngst Johannes Erben in „Rheinischer Merkur/Christ und Welt“.⁸ Wer regt sich noch auf über administrative Wortschöpfungen wie *Restrisiko*, *Entsorgungspark*, *Studentenimport*? Wer registriert noch die „schiefe Metaphorik“ von Wortungeheuern wie *Berufseinemündungsschwierigkeiten* von Hochschulabsolventen? Wer weiß noch, daß die „Richtigstellung der Namen“ nach einem alten Konfuzius-Wort Voraussetzung für „rechte Taten“ ist? Rhetorische Fragen, die ihre Antworten implizit mitliefern: Natürlich niemand! – Doch abgesehen einmal davon, daß zwischenzeitlich über die euphemistische Tarnsprache einiges Enttarnendes publiziert worden ist,⁹ stellt der Euphemismus kein Element genuin rhetorischer Sprachstrategie dar?¹⁰ Sind die Mechanismen

⁷ Zu gleichlautenden Klagen vgl. Müller 1967; zum historischen Material neben Jens 1969 noch: Goth 1970, S. 4 ff.; Hinderer 1973/1, S. 15 ff.; Geißner 1969, bes. S. 11 ff., 20 ff.; Magass 1967, S. 37 ff.; Ueding/Steinbrink 1986, S. 16 ff.; Fuhrmann 1983, S. 14 ff.; Sternberger 1967, S. 114 ff.; Stuttgarter Zeitung 1964/5.

⁸ In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt 48. 1988, S. 23. Die Klage ist natürlich ebenso topisch wie das Verfallstheorem insgesamt, vgl. etwa Henning 1963, S. 111; ebenso Herrlitz 1966, S. 310 ff.

⁹ Vgl. Lettau 1971; weitere Literatur in: Kopperschmidt 1987, S. 129 ff. bes. S. 135 ff.

¹⁰ Vgl. Leinfellner 1971, Dieckmann 1964, S. 100 ff.

parteilicher Wirklichkeitskonstruktion nicht von eben der Rhetorik jahrhundertlang gelehrt worden, die nach Quintilian ihr eigenstes Geschäft in der emotionalen Überwältigung des Zuhörers verortet („vis animis adferre“) damit er die Dinge mit den Augen des Redners sieht und beurteilt (VI 2,4), wissend, daß nicht die Dinge selbst uns affizieren, sondern unsere Vorstellungen über die Dinge?¹¹ Finden sich dergleichen Techniken – außer in Schopenhauers „Eristik“ (1902) – nicht in schöner Vollzählichkeit in der „Parlamentarischen Logik“ eines Mannes, der während seiner 42jährigen Zugehörigkeit zum englischen Unterhaus zwar nur zweimal redete, dafür aber sehr genau registrierte, wie man politisch erfolgreich zu reden hätte – ich meine William Gerald Hamilton? (1978).

Genug der Kurzbelege für die These von der Nichtexistenz einer deutschen Rhetorik und genug der irritierenden Fragen, die sie im Fall ihrer Geltungsunterstellung aufgibt. Rhetorik – gestern und heute: So viel jedenfalls steht fest; folgt man der weithin approbierten These, der m.W. nur Manfred Fuhrmann entschieden widersprochen hat (1983), dann wäre das Thema dieses Beitrags prädikativ so zu explizieren: Eine Rhetorik hat es in Deutschland aufs Ganze gesehen weder gestern gegeben noch gibt es sie heute! „Verwunderlich ist nach all dem nur“ – so Hellmut Geißner (1969, S. 26 f.) – „daß in Deutschland öffentlich unentwegt geredet wird... All dies geschieht, wird aber nicht reflektiert, nicht analysiert, nicht kategorisiert“, und darum gibt es in Deutschland keine „Maßstäbe für die Kunst der öffentlichen Rede“. Dies die Antwort auf eine entsprechende Frage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt 1966.

Es bleibt also bei der zitierten Diagnose! Sich an diesen common sense anzuschließen und die notorische Sprachlosigkeit deutscher Innerlichkeit larmoyant zu beklagen, wäre leicht; denn die Quellen fließen reichlich. Doch es wäre auch müßig, die Topizität dieser Diagnose – wenn es denn eine ist – hier noch einmal zu belegen. Statt dessen möchte ich 1. fragen, warum diese Diagnose trotz der bereits erwähnten Irritationen, die sie im Fall ihrer Geltungsunterstellung mitschleppt, auf so bereitwillige Akzeptanz gestoßen ist. Ich möchte 2. weiter zeigen, warum diese Diagnose den Zugang zu dem vom IDS vorgeschlagenen Thema „Rhetorik – gestern und heute“ im Sinne von: „Öffentliche Rede – gestern und heute“¹² systematisch verstellt, und warum diese Diagnose ungeeignet

¹¹ In dieser klassischen Formulierung Epiktets (1959, S. 24) ist das erkenntnistheoretische und psychologische Fundament der Rhetorik auf den Begriff gebracht; vgl. Villwock 1982, S. 39 ff.

¹² Zum vieldeutigen Begriff „Rhetorik“ vgl. Barthes 1970, S. 173 ff., Kopper-

ist, den Struktur- und Funktionswandel öffentlicher Rede zu begreifen sowie die Formen ihrer heutigen Manifestation in den Blick zu bekommen.

2. Rhetorik und Republik

Es ist ein interessantes Phänomen, daß die Geschichte der Rhetorik nicht nur von einer – bes. philosophisch geprägten – Geschichte des Kampfes gegen die Rhetorik begleitet wird,¹³ sondern auch von einer Geschichte innerrhetorischer Reflexion über die Ursachen ihres eigenen Verfalls.¹⁴ Spätestens bei Tacitus hat diese Reflexion ihr Quasi-Paradigma gefunden, innerhalb dessen sich die Verfallsbedingungen der Rhetorik kategorial beschreibbar und theoretisch analysierbar machen ließen.¹⁵ Dieses Quasi-Paradigma hat geschichtlich eine Beständigkeit gezeitigt, die selbst angesichts der von Th. S. Kuhn nachgewiesenen Überlebenskraft wissenschaftlicher Paradigmen erstaunlich bleibt (Kuhn 1973). Weder der Formenwandel politischer Gesellschaftssysteme noch der „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas 1969) konnten offensichtlich dem an antiken Verhältnissen abgelesenen Erklärungsmuster der Verfallsbedingungen der Rhetorik seine Plausibilität streitig machen. Es lautet in kondensierter Kurzform: Ohne Republik keine große Rhetorik. Oder positiv reformuliert: Öffentliche Rede ist konstitutiv an politische Freiheit als Bedingung ihrer Möglichkeit gebunden. Mit Nietzsches Worten: „Rhetorik ist das größte Machtmittel inter pares“ (1912, S. 202 f.).

Formuliert ist dieses Junktum zwischen Rhetorik und freiheitlicher Gesellschaftsordnung freilich zu einer Zeit, als es eine libera res publica schon nicht mehr gab und als die öffentliche und politisch relevante Rede längst zugunsten einer politisch geförderten und bezahlten deklamatorischen Zeremonialrhetorik abgedankt hatte, als welche sie ihre politische Ohnmacht kompensatorisch ausagieren durfte (Ueding 1985, S. 10 f.; Fuhrmann 1983, S. 16 f.). Doch das ist nur scheinbar ein Paradox! Ver-lusterfahrung, wenn sie reflexiv eingeholt werden soll, drängt zur Frage, warum verlustig ging, was einmal wie selbstverständlich besessen wurde.

schmidt 1976, S. 13 f.

¹³ Ijsseling 1988, Schanze/Kopperschmidt 1989.

¹⁴ Heilmann 1982, Schönberger 1951, Gauger 1952, S. 202 ff.

¹⁵ Tacitus, Dialogus 40,2, Cicero, Brutus 12,45; weitere Stellen vgl. Büchner 1955, S. 219 ff. Beispielhaft für spätere Belege vgl. Saint-Justs Rede vom 27. Juli 1794 in: Fischer 1974, S. 416 ff., hier 422.

Und eben diese Verlusterfahrung bzw. – weil von Verlust ja kaum zu reden wäre – diese Mangelerfahrung öffentlicher Rede machte das Taciteische Axiom so attraktiv für die Situationsanalyse in einem Land, in dem nach Thomas Mann (1973/2, S. 981) „Nation“ und „Freiheit“ nie zueinander gefunden haben („Die Deutschen kommen immer zu spät“!), in dem die Städte keine Athenische Agora und kein Römisches Forum besaßen, sondern in dem man, wenn man reden wollte, entweder – so Adam Müller über Schiller (1967, S. 41) – in die Schöne Literatur ausweichen mußte oder – so Herder (1879/1, S. 297 ff.) – mit der Kanzel als Kompensat für die nicht existente Rostra vorlieb nehmen mußte. „Deutschland kann, nach seiner Verfassung, keine Meisterstücke in der politischen Beredsamkeit haben“ resümiert Christian F. Daniel Schubarth (1781, S. 104); denn „das öffentliche Leben der Deutschen geht in Schreibstuben und auf Paradeplätzen vor“. Aber „Herren und Knechte sind selten gute Sprecher. Besäßen sie auch die Fähigkeit, es zu werden, die einen wagten, die anderen brauchten es nicht zu sein“ – so der Sprachkritiker Carl Gustav Jochmann 1828 (1983, S. 81 bzw. S. 80).

Die Belege ließen sich unschwer vermehren bis zu Jens' bereits zitierter Rede von 1965, bis zu Hellmut Geißners „Rede in der Öffentlichkeit“ (1969), bis zu Walter Magass' brillianter, preisgekrönter Analyse über das „Öffentliche Schweigen“ (1967), bis in die ein viertel Jahr lang in der „Stuttgarter Zeitung“ geführte Diskussion über die „verachtete Rhetorik“,¹⁶ bis in Lepenies' Rekonstruktion der „kränkelnden Gemütsstimmung“ der Deutschen als einer sich in Form von „Melancholie“ ausdrückenden Reaktion auf die politische Entmündigung des Bürgertums.¹⁷ Doch eben diese Kontinuität muß irritieren! Wenn denn das Taciteische Axiom prinzipiell gilt, wenn die Rhetorik „eine Tochter der Republik“ (Jens 1969, S. 17) ist, – hätte sich die erste und zweite Deutsche Republik nicht wenigstens als willkommener Testfall für die Validität dieses Theorems geradezu aufdrängen müssen? Es gab doch die Naumanns, Rathenaus, Stresemanns, Wirths, es gab doch die Arndts, Dehlers, Erlers, Heuss, Carlo Schmid, Schumachers! Waren das alle nur die regelstützenden Ausnahmen wie die Redner der Paulskirche (Robert Blum, Ernst Moritz Arndt, Wilhelm Löwe, Felix von Lichnowsky, Ludwig Simon, Friedrich Dahlmann¹⁸) oder wie die Rebellenrhetorik eines Thomas Müntzer, eines Friedrich List, eines Bebel, Lassalle, Liebknecht,

¹⁶ s. Anmerk. 7!

¹⁷ Lepenies 1972, S. 83, allgemein S. 76 ff.

¹⁸ Vgl. Heiber 1953, Grünert 1974, Allhoff 1975.

einer Rosa Luxemburg?¹⁹

Ich glaube, es gibt einen ganz anderen Grund für die Persistenz dieses Theorems. Es hat nämlich in den 60 Jahren seine strategische Funktion verändert: Aus dem Erklärungsgrund für die Nichtexistenz öffentlicher Rede in Deutschland wurde unter der Hand (nicht ohne Bezug auf die Autorität Fichtes)²⁰ ein wissenschafts- und bildungspolitisches Argument für die Notwendigkeit von Redeschulung und rhetorischer Theoriebildung. „Freiheit hängt heute in hohem Maße von sprachlicher Ausdruckskraft ... ab“ meinte W. Herrlitz 1966 (S. 325) und auch J. Erben glaubt 1988 noch, die Jenninger-Rede ließe sich als Lehrstück für eine verfehlt, die Geisteswissenschaften marginalisierende Bildungspolitik ausschlichten, ein Lehrstück, das beispielhaft belege, „daß unangemessenes Reden äußerst folgenreich für ein Gesellschaftssystem sein kann“.²¹ Aus dem referierten Bedingungsverhältnis zwischen öffentlicher Rede und freiheitlicher Gesellschaftsordnung als Voraussetzung ihrer Möglichkeit ist ersichtlich – dies meine 1. These – ein Bedingungsverhältnis zwischen freier Gesellschaft und Rhetorik als Garant und Mittel ihrer Sicherung und Stabilisierung geworden. Exemplarisch ablesbar an dem ein ganzes bildungspolitisches Programm implizierenden Titel einer einflußreichen Publikation aus dem Jahre 1966: „Durch Mündlichkeit zur Mündigkeit“.²² An diesem programmatischen Titel ist nicht nur die insinuierte Etymologie falsch – das wäre harmlos –; falsch oder zumindest höchst unseriös ist vielmehr das implizierte redepädagogische bzw. -didaktische Versprechen, durch Verbesserung der individuellen Rede-kompetenz politische Mündigkeit befördern zu können, während sie doch allenfalls Resultat der öffentlichen Beanspruchungschance individuellen Rederechts sein dürfte. Wo hat denn die seinerzeit als „skeptisch“ und „privatistisch“ (Schelsky) bzw. als „unbefangen“ (Blücher)²³ diagnostizierte Jugend in den 60er Jahren plötzlich²⁴ das Reden gelernt? Wo hat denn eine als unpolitisch geltende Jugend Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre plötzlich ihre in der Sprüchekultur öffentlich demonstrierte

¹⁹ Vgl. beispielhaft Stirner 1979. Allgemein: Sandow 1962, Kirst 1981, Simmler 1978.

²⁰ Fichte 1910; vgl. dazu Weithase 1961/1, S. 397 ff.

²¹ s. Anmerk. 8!

²² Deutscher Gewerkschaftsbund 1966; kritisch dazu Hethy 1988. Ähnlich der Anspruch von Dahmen o.J., S. 56 ff.

²³ Schelsky 1963, S. 84 ff., 380 ff., Blücher 1966.

²⁴ Zur vergleichbaren Irritation s. Ficher 1974, S. 16.

Redekompetenz hergenommen?²⁵ Doch wohl nicht aus Rhetorikkursen! Reden lernt man – so meine Gegenposition – wo die kommunikativen Strukturen der Öffentlichkeit Reden als Form gesellschaftlichen und politischen Handelns konkret erfahrbar werden lassen, wo „die öftere und mannigfachere Notwendigkeit, sich durch Reden zu verständigen“ (Jochmann 1983, S. 84), gegeben ist bzw. – so Negt/Kluge (1973, S. 93) –: „Das aktuelle Sprachvermögen erweitert sich in dem Maße, als gehandelt werden kann“.

Ich halte diesen nüchternen Befund immer noch für seriöser als die Vollmundigkeit von Ansprüchen wie dem folgenden: „Eine allgemeine Ausbildung der Redefähigkeit führt (!) zur Verbreitung demokratischen Verhaltens“.²⁶ Was zur Naivität solcher und ähnlich lautender redpädagogischer Ansprüche zu sagen ist, ist bei Joachim Dyck nachzulesen (1974).²⁷ Ich kann mir hier eine Wiederholung ersparen.

Doch etwas anderes sei ergänzend nachgetragen, das eine Argumentation eigentlich irritieren müßte, die aus dem unterstellten Junktim zwischen Rhetorik und Republik ein Plädoyer für die Rehabilitation der Rhetorik im Interesse der Stabilisierung von Republik zu gewinnen versucht: Es gibt – folgt man der von der von Walter Hinderer herausgegebenen zweibändigen Sammlung „Deutsche Reden“ (1973) – einen auffälligen weißen Fleck innerhalb der von Berthold von Regensburg bis Werner Heisenberg reichenden Dokumentation einer „vernachlässigten Tradition der echten Redekunst“ (1973/1, S. 58). Und dieser weiße Fleck umfaßt genau den Zeitraum zwischen 1932 - 1945. Es gab sie also doch – die „echte Redekunst“, nur nicht zwischen diesen 23 Jahren! Doch wie nennt man das, was da in einer Permanenz wie selten vorher und nachher im öffentlichen Gebrauch von Sprache geschah, wenn angekündigt wurde: „Es spricht der Führer“?²⁸ „Redesucht“ nennt das Dolf Sternberger (1967, S. 129), „Theaterform“ einer bloß schauspielerisch inszenierten Rhetorik Hans Mayer, „Pervertierung von Redekunst“ der Bonner Korrespondent Luc Rosenzweig.²⁹ Und „Gebloff“ läßt Stefan Heym in seiner Autobiographie „Nachruf“ sich selbst (als jungen Schüler Helmut Flieg) nennen,

²⁵ Vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell 1982, S. 430 ff., Kopperschmidt 1987, S. 129 ff.

²⁶ Bartsch 1974, S. 10; ähnlich Herrlitz 1966, Gössmann 1969, S. 13 ff., Lotzmann 1985, S. 82 ff.

²⁷ Dyck 1974, S. 7 ff.; vgl. Kopperschmidt 1981, S. 153 ff.

²⁸ Kotze/ Krausnick 1966, Domarus 1965, Klöss 1967, S. 46 ff.

²⁹ Mayer 1967, S. 104 ff., hier S. 109; Rosenzweig 1988, S. 44.

was der auf dem Chemnitzer Marktplatz aus Hitlers Mund zu hören bekommt: „Nein, der nicht, der ist kein Prophet und kein Held, der schafft nicht“ (1988, S. 44). Heym ist unbestechlich genug, sich seinen Irrtum einzugestehen: das „unterm Arm durchgeschwitzte Hemd“ des Redners reicht als Zeuge gegen ihn selbst nicht aus.

Zur „echten“ Redekunst – heißt es bei Cicero (*De oratore* III 35 ff.) und Quintilian (*Inst.orator.* II 17 u.ö.) – gehört im Unterschied zur bloß „erfolgreichen“ seit Cato, daß der Redner ein „vir bonus“ sei. Doch ist die Bonität des Redners eine mit rhetorischen Kategorien beschreibbare Qualität? „Er war ohne Zweifel ein erfolgreicher, wenn nicht gar der erfolgreichste Redner deutscher Zunge“ gibt W. Jens zu (1966, S. 13) – von Hitler ist die Rede; aber, und jetzt die gleiche Differenzierungsfigur einer *reservatio mentalis*, war er deshalb „auch ein guter Redner“?³⁰ Nein! Er war es sicherlich nicht! Doch nicht deshalb war er es nicht, weil er – so die mitgelieferten Bewertungsmaßstäbe „guter Rede“ – kein „Meister der Sprache, der Komposition, des rhetorischen Witzes“ war, weil seiner Rede „der Glanz (der) Perioden, der harmonische, dem Sujet entsprechende Wechsel von Parataxe und Hypotaxe ..., die Anschaulichkeit der verwendeten Bilder, die Kühnheit der Figuren und Tropen, die Kraft der Metaphern“ fehlte. Nein – Hitler war kein „guter Redner“ im emphatischen Wortsinn, weil der Faschismus seiner Reden nicht „gut“ war. Aber noch einmal: diese Disqualifikation ist keine mit den Kategorien herkömmlicher Rhetorik leistbare Disqualifikation, sondern eine ideologiekritische oder, wenn man so will – moralische (vgl. Schild 1988). Der Verderb der Sprache ist nicht, zumindest nicht primär, der Verderb ihrer Redestilistik – aller wohlmeinenden Sprachkritik zum Trotz.³¹

Hier stößt man auf den eigentlichen Kern des traditionellen Mißtrauens gegenüber der Rhetorik bzw. dem Rhetorischen, wie es noch „Der Große Duden“ am heutigen Sprachgebrauch abliest, wenn er „rhetorisch“ u.a. mit „phrasenhaft, schönrednerisch“ kommentiert. Dieses Mißtrauen gegenüber dem Rhetorischen, das von Platon bis Habermas nie verstummt ist und das Hans-Martin Gauger kürzlich erneut formuliert hat (1986), ist kein Mißverständnis der Rhetorik, sondern Folge ihres instrumentellen Selbstverständnisses von der Antike bis in ihre späte persuasionswissenschaftliche Spätgestalt hinein – ein Selbstverständnis, in dem sich die Rhetorik ihre instrumentelle Unschuld dadurch sichern zu können

³⁰ Die Antwort Hitlers auf solche Kritik steht in: *Mein Kampf*, 1935, S. 454.

³¹ Sternberger/Storz/Süskind 1968. Zu dieser Art von Sprachkritik vgl. Haug 1967, S. 15 ff., Beutin 1976, S. 54 ff., Dieckmann 1973, S. 90 ff., Heringer 1982, S. 109 ff.

glaubt, daß sie die Intentionalität ihrer konkreten Verwendung durch den Redner aus ihrer Reflexionskompetenz ausgrenzt. Die „*arma facundiae*“ – sagt Quintilian (II 16,10) – „in utramque valent partem“. Ihr Mißbrauch ist daher „kein Fehler der Kunst, sondern des Menschen“.

Das theoretisch fundamentale Problem, das diese Instrumentalisierung der Rhetorik im Interesse ihrer wertneutralen Fungibilität anzeigt und das tief in einem entsprechenden instrumentellen Sprachverständnis überhaupt verortet ist („*verba*“ als Kleid der „*res*“), kann hier nicht weiter verfolgt werden.³² Doch so viel sei vermerkt: Wenn die Ambiguität – worauf u.a. Habermas gegenüber Gadamer insistiert³³ – konstitutiv für Rhetorik schlechthin ist, dann wird zunehmend klärungsbedürftig, wie das zitierte demokratietheoretische Rhetorik-Plädoyer dieses latente Mißtrauen gegenüber dem Rhetorischen argumentativ abzubauen vermöchte. Es gab ja – und auch daran wäre in diesem Zusammenhang gegenüber einer weithin gelungenen Verdrängungspraxis zu erinnern – vor dem Rhetorik-Rehabilitationsschub der 60er Jahre durchaus eine Rhetoriktradition in Form von Redepädagogik. Rhetorik ist ja nicht am Ende des 18. Jahrhunderts aus den Schulen restlos verschwunden und erst durch den KMK-Beschluß 1972 wieder in den Lehrplan der gymnasialen Oberstufe zurückgekehrt.³⁴ Rhetorik hat – darauf haben bes. Dieter Breuer und Manfred Fuhrmann hingewiesen³⁵ – bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Lehrpläne des neuhumanistischen Gymnasiums in Form des Aufsatzunterrichts und der Textlektüre antiker Klassiker weithin beherrscht und damit den öffentlichen Redestil nachweislich bestimmt (vgl. Fuhrmann 1983, S. 20 ff.). Und auch daran wäre zu erinnern: Seit 1919 war Rhetorik als Sprechwissenschaft wieder an deutschen Hochschulen etabliert, seit 1929 gab es Erich Drachs „Deutschen Ausschuß für Sprechkunde und Sprecherziehung“ (1948 neu gegründet, seit 1964 „Deutsche Gesellschaft für Sprechkunde und Sprecherziehung“), seit 1938 rückte Sprechkunde als „Erziehung zum Sprechen“³⁶ in deutschen Schulen an die erste Stelle der Lernziele und seit 1941 war Sprecherziehung obligatorisches Fach für Germanistikstudenten.³⁷ Stilbildende

³² Vgl. Kopperschmidt 1985, S. 1 ff.; ders. 1977, S. 213 ff.

³³ Habermas 1970, S. 76, Kopperschmidt 1985, S. 141 ff.

³⁴ Vgl. dazu Ockel 1984.

³⁵ Breuer 1974, S. 145 ff., Fuhrmann 1983, S. 19 ff.; vgl. Schaub 1975.

³⁶ Vgl. Lebede 1939.

³⁷ Vgl. dazu Hethey 1988, S. 133 ff.

Muster solcher Sprecherziehung waren „die neuen Redner des Volksschicksals“, frei

vom Ton schmierigen Verhandeln mit Mittelweg und Ausgleich, kein Verkriechen mehr hinter deckende Pulte... Eine neue sprecherische Kraft will durchgreifen durch saftlose 'Bildung', durch Künstlichkeiten und Zagnisse, die sich auf alle Lebensäußerungen gelegt hatten (Orignalon 1939!)³⁸

Ganz so unbekannt war denn doch nicht, was da 1972 rehabilitiert wurde! Und wie leichtfüßig gelegentlich die sogenannte Stunde Null übersprungen wurde, läßt sich an einem 1932 der NSDAP gewidmeten Rhetorik-Buch beispielhaft ablesen, das nach einigen kosmetischen Veränderungen nach 1945 – gemessen an der sonst gängigen Zahl der Auflagen – ein kleiner Bestseller geworden ist.³⁹

An all dies zu erinnern, macht natürlich die Frage dringlich, worauf sich denn der demokratiefördernde Leistungsanspruch einer Rhetorik bzw. Redepädagogik gründen läßt, die zwar auf ihre republikanischen Entstehungsbedingungen stolz verweisen kann, doch damit nicht im entferntesten nachgewiesen hätte, daß auch ihre Überlebensbedingungen von dieser Form einer politischen Gesellschaftsordnung exklusiv abhängig wären. Diese Frage zu beantworten benennt eine Beweislast, an der sich freilich nicht nur das redepädagogische Plädoyer für eine Rehabilitation der Rhetorik hätte abarbeiten müssen; dies trifft in gleichem Maße auch zu für die Redeanalytik, dem zweiten Argumentationsbein dieses Plädoyers, mit deren Hilfe einer wehrhaften Demokratie die intellektuellen Waffen ihrer Selbstverteidigung geliefert werden sollten. Weil – so die diesbezügliche Argumentation – es keine rhetorische Tradition in Deutschland gegeben hat, fehlte es auch an einem „geschulten Mißtrauen gegen die Kunstgriffe der Beredsamkeit“ (Schneider 1976, S. 112), so daß es – noch einmal W. Jens (1969, S. 30) – „kein Wunder“ war, „daß ein Volk..., dem kein Hamilton die Tricks und Kniffe der Parlamentsrhetorik beigebracht hatte, jener Rattenfänger-Propaganda so geschwind erlag“. Sind die Deutschen den Nazis wirklich verfallen, weil sie der „braunen Rhetorik“ des Trommlers aus Braunau (und seiner Komplizen) hilflos erlagen, obwohl ihre „Tricks und Kniffe“ – zumindest für Lesekundige – im 6. Kapitel von „Mein Kampf“ (Die Bedeutung der Rede) ja unverblümt beim Namen genannt waren? Und erlegen soll ein Volk der Rhetorik sein, dem nach E.R. Curtius – und nicht nur nach ihm – „ein angeborenes Mißtrauen gegen (sie) eigen scheint“? (Curtius 1948, S. 71)

³⁸ Geißler 1939, S. 169 ff., hier S. 170.

³⁹ Gemeint ist Weller 1954; vgl. dazu Hethey 1988, S. 138 f.

Wären die Verfechter dieser These nicht über jedem Verdacht erhaben, man müßte von Verharmlosung sprechen.

Nun hätte es ja seit 1945 Gelegenheit genug gegeben, entsprechend diesem Rhetorik-Plädoyer systematisch „Mißtrauen gegen die Kunstgriffe der Beredsamkeit“ einzüben. Und wie man es eingeübt hat! Mit den 1242 §§ des verdienstvollen Lausbergischen „Handbuchs der literarischen Rhetorik“ (1960) unterm Arm wurden Reden analysiert. Von Perikles' Totenrede über Dantons Rede vor dem Revolutionsstribunal zu Willy Brandts Rede über die Ostverträge reicht das Corpus, an dem rhetorische Textanalyse exerziert wurde,⁴⁰ und d.h.: an dem Figuren klassifiziert, Argumente gezählt, Ordnungs- und Gliederungsprinzipien identifiziert, dialogische wie monologische Redestile exemplifiziert wurden usw. Nur eines gelang solch abstrakter, weil formalisierter und enthistorisierter Analysemethoden partout nicht, nämlich Reden im Sinne Walter Hinderers als „wichtigstes Produktionsmittel des öffentlichen Bewußtseins“ durchschaubar zu machen (1973/1, S. 57), an die gedankliche Architektonik von Reden heranzukommen und d.h.: an die zeit- wie gesellschaftsabhängigen Wertüberzeugungen, Weltbilder, Ideologien, aus denen sie jeweils ihre Kategorien und Schlüsselbegriffe gewinnen bzw. mit denen sie Sachverhalte beschreibbar und Zielvorstellungen argumentativ abstützbar machen. Es gibt solche Analysen, einige wenige⁴¹ – etwa die von Kenneth Burke über Hitler –, die nicht das Figuralprofil oder die Satz- und Intonationslänge von Reden quantifizieren, die nicht bloß die Prosodik Hitlerscher Reden untersuchen,⁴² sondern Redeanalyse betreiben als Analyse der in Rede kategorial wie argumentativ manifest werdenden Wirklichkeitskonstruktion. Für eine solche materiale Redeanalyse gilt aber entsprechend, was Lutz Winckler als Bedingung möglicher Analyse spezifisch faschistischer Rhetorik einklagt: „Kritik an Hitlers Sprache ist ohne eine politische Theorie des Faschismus nicht denkbar“ (1970, S. 12), oder in Abwandlung eines bekannten Wortes von Max Horkheimer: Wer über den Faschismus nicht reden will, sollte über die braune Rhetorik schweigen. Sonst redet er – ungewollt – dem „hilflosen Antifaschismus“

⁴⁰ Vgl. beispielhaft Schlüter 1974, Pelster 1971, S. 373 ff., ders. 1973, Plett 1971.

⁴¹ Vgl. neben Burke 1967, Maas 1984, Winckler 1970 noch: Bachem 1979, Bergsdorf 1978, 1983, Dieckmann 1964, 1969, 1981, Grieswelle 1972, Lehmann/Glaser 1975, Kinne 1983, Latniak 1986, Schild 1973, Strobl 1978, Wiegmann 1987, Ehlich 1989.

⁴² Schnauber 1972; vgl. auch Allhoff 1975, S. 7. Zur „faschistischen Öffentlichkeit“ vgl. Zeitschrift: Ästhetik und Kommunikation 26. 1976, S. 20 ff.; Schmeer 1956.

(Haug 1967) nur das Wort.

Das Plädoyer für die Rehabilitation der Rhetorik in den zwei Formen von Redepädagogik und Redeanalytik war – damit fasse ich den 1. Teil meiner Überlegungen zusammen – aufs Ganze gesehen erfolgreich, und das alte Taciteische Junktum zwischen Rhetorik und freier Gesellschaft hat sich dabei strategisch als äußerst hilfreiches Argumentationsmuster erwiesen. Ob diese Art von Rhetorik zwischenzeitlich Walter Hinderers Hoffnung erfüllt hat, daß sich nämlich Rhetorik als „Heilmittel für die Krankheit“ hat empfehlen können, „die man ihr nachsagt“ (1973/1, S. 57) wage ich selbstredend zu bezweifeln. Hans Martin Gaugers Verdacht, daß „gegenwärtig die Rhetorik besonders in Deutschland überschätzt werde“ (1986, S. 86), ist noch nicht widerlegt.

3. Strukturmerkmale heutiger öffentlicher Rede

Rhetorik – gestern und heute: „Uns ist kein Griechenland, kein Rom“ – und auch kein London und Paris, so ließe sich Herders resignative Feststellung ergänzen (Herder 1879/11). Dieser Blick zurück und über die nationalen Grenzen hinaus mag zwar für das Gestern hilfreich sein, um die fehlende oder unterentwickelte Rhetorik aus den Konstitutionsbedingungen einer „verspäteten Nation“ (H. Plessner) zu erklären; dieser Blick vermag aber heute wenig Erhellendes zur Diagnose öffentlicher Rede in Deutschland beizusteuern – außer vielleicht den Verdacht zu bestätigen, daß heute auch in Athen, Rom, London, Paris und Washington nicht mehr unbedingt diejenigen öffentlich reden, die politische Macht haben und umgekehrt. Wer also über den „desolaten Zustand deutscher Politiker-Reden“ mehr als nur lamentieren will, der darf sich nicht wie Luc Rosenzweig auf den geographischen Raum „zwischen Flensburg und Passau“ beschränken (1988, S. 44). Wer diesen Zustand, ob er nun „desolat“ ist oder nicht, einigermaßen verstehen will, wird – so meine 2. These – den Struktur- und Funktionswandel öffentlicher Rede zu verstehen versuchen müssen und zwar als Resultante eines Struktur- und Funktionswandels der Öffentlichkeit in den modernen nachliberalen Massendemokratien.

Dazu ist vorweg die Ratifikation einer zwar trivialen, aber für die einschlägige Theoriebildung oft folgenlos gebliebenen Einsicht nötig. Als Modell für Öffentlichkeit, innerhalb dessen öffentliche Rede heute strukturell wie funktional zu rekonstruieren wäre, kann nicht mehr die athenischen Polis-Öffentlichkeit unterstellt werden mit ihren ca. 10 000 (männlichen) Vollbürgern, die zugleich alle potentiell politische Mandats- und

Funktionsträger⁴³ waren und deren verbürgte „isonomia“ (Rechtsgleichheit) nicht nur die „isegoria“ (Redefreiheit) einschloß, sondern auch die z.T. riskante Pflicht ihrer öffentlichen Beanspruchung. Die gelegentliche Idealisierung dieses Typs von Öffentlichkeit macht allzu leichtfertig vergessen, welchen rigiden Restriktionen der Zugang zu dieser Art von Öffentlichkeit unterlag und welche politischen Entscheidungen diese öffentliche Redepflichtigkeit zu verantworten hat – Sokrates ist nur das bekannteste Beispiel. Und in gleicher Weise gilt: Die höfisch-ritterliche Öffentlichkeit und die für sie typische „repräsentative“ Rhetorik als Medium öffentlicher Herrschaftsrepräsentation (Schmitt 1925, S. 32 f.) ist ebenso nur noch ein rekonstruktiv zu gewinnendes Muster einer historischen Erscheinungsform von Öffentlichkeit wie die bürgerliche Öffentlichkeit im Sinne eines öffentlichen Rasonnements der „zum Publikum versammelten Privatleute“, wie sie Jürgen Habermas in seiner beispielhaften Analyse von 1962 beschrieben hat (1969, bes. S. 38 ff.). Was nach dieser Analyse an deren Stelle getreten ist, läßt sich mit Habermas als „periodisch hergestellte“ bzw. „demonstrative“ Öffentlichkeit spezifizieren (ebd. S. 199 ff., 231 ff.),⁴⁴ deren symbolvermittelte Inszenierung heute zunehmend Abteilungen für „Öffentlichkeitsarbeit“ in die Regie genommen haben und deren polit-semantische Kontrolle einschlägige Projektgruppen überwachen.⁴⁵

Die verbreitetste Leseart dieses Typs nachbürgerlicher Öffentlichkeit lautet negativ: Verfall der politischen Öffentlichkeit und Verfall rasonierender bzw. – so der rhetoriknähere Terminus – „deliberativer“ Rede. Ein Beispiel dafür: Wenige Wochen nach der Jenninger Rede strahlte das Deutsche Fernsehen am 1.12.1988 mit explizitem Bezug auf den Eklat vom 9. November eine Sendung von Roman Brodmann über die „Rede-Wende“ aus, die genüßlich die Kamera über die leeren Bänke des Bonner Wasserwerks schweifen ließ und respektlos die wenigen, Zeitung lesenden und gähnenden Abgeordneten während einer Debatte mit anschließender Fragestunde zeigte, in der Redner mehr mit der deutschen Sprache kämpften als gegen das Desinteresse ihres Publikums und in der Ministerialbeamte fertige Antworten auf schriftlich eingereichte Fragen vom Blatt ablasen. „Ein Skandal!“ – so lautete der Grundton der Voten von befragten Bundestagsbesuchern. „So hatte ich mir das Parlament

⁴³ Vgl. Baumhauer 1986, bes. S. 106 ff.

⁴⁴ Vgl. Häberle 1970, S. 3 ff., Sennett 1983, Rust 1977, S. 15 ff.

⁴⁵ Bokelmann/Nahr 1979, Haedrich 1982, Sarcinelli 1987, 1987/1. Zum „Sprachkampf“ vgl. Schelsky 1976, S. 233 ff., Kaltenbrunner 1975, Behrens/Dieckmann/Kehl 1982, S. 216 ff.

nicht vorgestellt!" – resümierten Jugendliche, die sich offensichtlich nur selten Debattenübertragungen im Fernsehen anschauen.

Was diese und ähnlich lautende Stellungnahmen in dieser Sendung über die Rhetorik des Deutschen Bundestages bzw. über ihre Nichtexistenz so interessant macht, ist die in der Konfrontation mit der parlamentarischen Wirklichkeit sich – wie diffus auch immer – reaktiv zur Geltung bringende Idee eines rasonierenden bzw. deliberierenden Parlaments als Ort kritischer öffentlicher Diskussion. Aber eben diese Idee eines in öffentlicher Diskussion argumentativ abgestützten und solchermaßen rationalisierten Entscheidungsprozesses ist nicht bloß als Produkt eines wirklichkeitsfremden Unterrichts in politischer Bildung belächelbar, sie ist – so Jürgen Habermas – und sie bleibt auch die Idee einer modernen, massendemokratischen Gesellschaft, mag diese Idee auch angesichts des fraglosen Funktionswandels des Parlaments „aus einer disputierenden zu einer demonstrierenden Körperschaft“ (ebd. S. 225) sich wie eine „Fiktion“ ausnehmen (ebd. S. 257 ff.); eine Fiktion, die das Verhältnis zwischen öffentlicher Plenararbeit und nicht-öffentlicher Ausschußarbeit (1:8) ebenso deutlich macht wie sie neuerdings durch architektonische Kosmetik (Düsseldorfer-Landesparlament; Behnisch-Pläne für den Bundestag) entkräftet werden soll (ähnliches war der Sinn einschlägiger Geschäftsordnungsänderungen):⁴⁶

Der Traum vom Parlament als einem intellektuellen und moralischen Oberhaus der Nation, als einem Zirkel frei deliberierender Geister und Charaktere bleibt weltfremd. Gewiß nicht durch Reden und Reformen, sondern höchstens durch 'Störfälle' – wie den Einzug der Grünen – kommt neues Leben ins Hohe Haus (Leicht 1988, S. 1).

Gibt es also nur die Alternative zwischen einer aus polit-strategischen Gründen aufrechterhaltenen und nach Maßen unkenntlich gemachten Fiktion parlamentarisch-öffentlicher Diskussion und einem fast schon zynischen Pragmatismus, wie er etwa von Joseph Schumpeter in seiner elitistischen Demokratietheorie schulbildend formuliert worden ist, nach der

die demokratische Methode (!) diejenige Ordnung der Institutionen zur Erreichung politischer Entscheidungen ist, bei welcher einzelne die Entscheidungsbefugnis vermittels eines Konkurrenzkampfes um die Stimmen des Volkes erwerben (Schumpeter 1950, S. 428)

bzw. – aus der umgekehrten Sicht – in der man die jeweils Herrschenden ohne Blutvergießen wieder loswerden kann (Popper)?⁴⁷ Gibt es –

⁴⁶ Vgl. Sack 1988, S. 69.

⁴⁷ Vgl. dazu Dahrendorf 1988, S. 3.

themaspezifischer gefragt – nur die Alternative zwischen dem demonstrativen Charakter scheideliberativer öffentlicher Rede und ihrer Funktion als sozialtechnisches Instrument⁴⁸ zur Herstellung von Massenloyalität im Interesse politischer Eliten und ihrer Machtsicherung?

Man erliegt allzu schnell dieser Zwangsalternative, wenn man mit Blick auf das Parlament und die parlamentarische Rhetorik die Frage nach der Existenz öffentlicher Rede und ihrer Relevanz heute zu beantworten versucht. Doch der Verfall der bürgerlichen Öffentlichkeit und der korrelierende Ablösungsprozeß deliberativer Rhetorik durch demonstrative ist ja nur die knappe Hälfte der fälligen Analyse, die Habermas' Untersuchung enthält:

Dem tatsächlichen Trend zur Entkräftung der Öffentlichkeit, als Prinzip, steht die sozialstaatliche Umfunktionierung der Grundrechte, überhaupt die Transformation des liberalen zum sozialen Rechtsstaat entgegen: das Öffentlichkeitsgebot wird von den Staatsorganen auf alle staatsbezogen agierenden Organisationen ausgedehnt. Im Maße seiner Verwirklichung würde anstelle eines nicht mehr intakten Publikums individuell verkehrender Privatleute ein Publikum der organisierten (Unterstreichung J.K.) Privatleute treten. Nur sie könnten unter heutigen Verhältnissen ... wirksam an einem Prozeß öffentlicher Kommunikation teilnehmen (1969, S. 252).

D.h.: Der Strukturwandel der Öffentlichkeit ist nicht nur als Verfall der bürgerlichen Öffentlichkeit zu lesen („Öffentliches Schweigen“ Magass 1967),⁴⁹ sondern auch als Verlagerung des kritischen Rasonnements in das durch Organisationen mediatisierte Publikum, so daß „der Streit einer kritischen Publizität mit der zu manipulativen Zwecken bloß veranstalteten (durchaus) offen ist“ (ebd. S. 256). Damit müßte – falls man dieser Analyse zustimmt – die Idee einer durch kritische Publizität leistbaren Rationalisierung von Herrschaft keine bloße Fiktion bleiben, sondern sie wäre in den Organisationsformen aufzusuchen, in denen sich unter sozialstaatlichen Bedingungen von Massendemokratien heute Öffentlichkeit auch vor- und außerparlamentarisch konstituiert (Beck 1986, S. 311 ff.).

Für die Frage nach öffentlicher Rede heute bedeutet diese Lesart des Strukturwandels der Öffentlichkeit:

⁴⁸ Schelsky 1965, S. 439 ff., hier S. 445, Kopperschmidt 1985, S. 4 ff.

⁴⁹ Zur technokratischen Erklärung der „Schweige-Räson“ vgl. ebd. S. 51 ff. Zur „Komplizität von Technik und Herrschaft“ vgl. Schelsky 1965, S. 449 ff., Lübke 1978, S. 35 ff. Zur systemtheoretischen Reformulierung vgl. Göttert 1988, S. 79 ff.

1. Wer sich über die öffentliche Rede in Deutschland heute ein Urteil bilden will, wird sein Material nicht mehr auf die politische Rede im engeren Sinn beschränken dürfen, d.h. auf die Rede des Politikers oder gar auf die parlamentarische Rede. Die Orte öffentlichen Rasonnements, die von der klassischen Rhetoriktheorie für die antike Gesellschaft erstmals typologisch klassifiziert worden sind, haben sich verlagert, sie sind dezentralisiert. Solche Orte sind heute Gewerkschaftskongresse, Kirchentage, Parteitage, politische und kirchliche Akademien, Tribunale („Russell-Tribunal“), themen- und verbandsspezifische Kongresse (Friedenskongreß der Naturwissenschaftler in Hamburg; Kongreß „Zukunft der Aufklärung“ in Frankfurt; Kongreß „Geist und Nation“ in Hannover); solche Orte sind Diskussionsforen von Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen, sozialen Netzwerken oder das in Vancouver geplante Friedenskonzil in Basel; solche Orte sind die Paulskirche mit ihrer alljährigen Verleihung des Friedenspreises, aber auch Demonstrationen, Blockaden, betriebliche und studentische Vollversammlungen; solche Orte sind gruppenspezifische Verlautbarungen (Kölner Erklärung der Theologen), Fernsehdiskussionen, publizistische Organe (Historikerstreit) – auch die subkulturelle Öffentlichkeit.

Mit der Dezentralisierung und organisatorischen Mediatisierung von Öffentlichkeit ist für die Frage nach der öffentlichen Rede heute als Konsequenz

2. verbunden: Nicht nur die Rede-Orte, auch die Rede-Stile bzw. Rede-Formen des öffentlichen Rasonnements haben sich verändert; sie sind organisations- und gruppenspezifisch ebenso pluralisiert wie es die Überzeugungspotentiale sind, aus denen Organisationen und Gruppen ihre je eigene Problemsicht kategorial gewinnen wie argumentativ abstützen. Ich möchte diesen evidenten und die politischen Kompromißchancen eklatant erschwerenden Tatbestand mit der Kurzformel: tendenzielle Erschöpfung gruppenübergreifender Konsenspotentiale kennzeichnen,⁵⁰ ablesbar etwa an der zunehmenden Bereitschaft, politische Entscheidungen an die Gerichte bzw. an die Gutachter zu delegieren („Richter-“ bzw. „Gutachterstaat“). In dieser Erschöpfung allgemein gesellschaftlicher Konsenspotentiale spiegelt sich natürlich nur die oft beschriebene modernitätsspezifische Orientierungskrise⁵¹ wieder, d.h. der tagtäglich erfahrbare Verlust einer Verbindlichkeit gewährleistenden und konsensuelle Verständigungschancen ermöglichenden gemeinsamen Weltbildes. Was mit ihm – und zwar irreversibel, wenn man den holistischen Welt-

⁵⁰ Vgl. Kopperschmidt 1988, Eisel 1986, S. 3 ff.

⁵¹ Vgl. Lübke 1982, 1981, 1978, S. 123 ff.

bildkonstrukten der New Age-Bewegung nicht vorschnell erliegt⁵² – verloren gegangen ist, läßt sich kontrastiv etwa an der bedeutenden metaphorologischen Untersuchung von Hans Blumenberg über die „*liber naturae*“ – Metapher beispielhaft ablesen, deren sinnfällige Übersetzung „Die Lesbarkeit der Welt“ heißt.⁵³ Wer könnte noch die in dieser Metaphorik insinuierte Sinnstruktur von Wirklichkeit schlechthin für sich als Erfahrungsevidenz glaubhaft beanspruchen, für deren Entschlüsselung man nichts außer die Grammatik derjenigen Sprache zu beherrschen hätte, in der Gott dieses Buch der Welt geschrieben und dem Menschen zum Lesen im Sinne umfassender normativer Handlungsorientierung gegeben hat? Zeitgemäßer klingt da schon Luhmanns nüchterner Bescheid: Das „funktional“ (nicht mehr „segmentär“ oder „stratifikatorisch“) differenzierte moderne Gesellschaftssystem läßt sich „als Ganzheit des Systems nicht mehr innerhalb des Systems zur Selbstdarstellung bringen“ (1986, S. 227). Und dieses Nicht-mehr-können hat sprachliche Folgen.

Die Polysemie ist ja nicht nur – linguistisch gesehen – ein ökonomisches Entlastungsphänomen natürlicher Sprachen, sondern heute – noch diesseits ihrer „ideologischen“ Spezifizierung⁵⁴ – zu einem Symptom gruppenspezifisch partikularisierter Wirklichkeitskonstruktionen geworden, für deren Legitimität bzw. Illegitimitätsnachweis es unter Bedingungen eines weltbildentbundenen Pluralismus keine außergesellschaftliche Instanz mehr gibt, sondern nur noch den von H. Lübke beschriebenen fälligen „Streit um Worte“ (1975) im Sinne eines Streits um die in diesen und mit diesen Worten versuchte Interpretation von Wirklichkeit.⁵⁵ Daß dabei die je eigene Wirklichkeitsinterpretation genau die wahre Bedeutung der Worte zu explizieren beansprucht und entsprechend abweichende Semantiken abbildtheoretisch der Wortverfälschung bezichtigt,⁵⁶ gehört selbst noch zur sprachpolitischen Dimension dieses Streits, dessen Virulenz sich natürlich ebenso wie die von Luhmann beschriebene tendenzielle „Binärcodierung“ politischer Sprache⁵⁷ der komplexitätsreduzierenden Selektionsleistung dieser Strategien verdankt. Wie erfolg-

⁵² Vgl. Schorsch 1988.

⁵³ Blumenberg 1981; vgl. dazu Kopperschmidt 1985, S. 105 ff.

⁵⁴ Dieckmann 1969, S. 70 ff., ders. 1964, S. 76 ff.

⁵⁵ Zur historischen Dimension dieses „Streits“ vgl. Koselleck 1989, S. 107 ff.

⁵⁶ Vgl. dazu Behrens/Dieckmann/Kehl 1982.

⁵⁷ Luhmann 1980/1, S. 9 ff., 301 ff., ders. 1974, S. 253 ff.; dazu Bußhoff 1976, S. 335 ff., Sarcinelli 1987, S. 230 ff.

reich gelegentlich solche Strategien sein können, für deren theoretische Reflexion Namen wie Hans Maier, Helmut Schelksky, Kurt Biedenkopf beispielhaft genannt seien, läßt sich etwa an dem Begriff „Solidarität“ ablesen, der zwischenzeitlich seinen Gewerkschafts- und SPD-Geruch weithin verloren hat (Uske 1986), begünstigt natürlich durch die Marginalisierung einer sich als Arbeiterschaft noch ideologisch selbst interpretierenden Bevölkerungsschicht („Worte (allein) machen (noch) keine Politik“) (Fetscher/Richter 1976). Und wem dieses Beispiel nicht aktuell genug erscheint, der sei auf die Diskussion um einen neuen Arbeitsbegriff in der SPD-Programmkommission verwiesen oder auf die Ökologiebewegung, die Ulrich Beck jüngst plausibel auch als Kampf um „Definitionsverhältnisse“ rekonstruiert hat, nämlich als Kampf um die Definition dessen, was wir kulturell noch als „Natur“ verstehen wollen (Beck 1988). Marxens berühmte 11. Feuerbach-These bedarf wohl der Ergänzung durch Nietzsche: Sprachliches Interpretieren von Wirklichkeit ist nicht nur Verzögerung ihrer fälligen Veränderung, sondern selbst Teil dieser Veränderung, weil Voraussetzung einer als veränderungsbedürftig freigegebenen Wirklichkeit.⁵⁸

Zur Dezentralisierung der Redeorte und Pluralisierung der Redestile kommt als

3. Strukturmerkmal heutiger öffentlicher Rede hinzu, was ich ihre Fundamentalisierungstendenz nennen möchte. Damit versuche ich ein Phänomen zu erfassen, das als Reaktion auf den erwähnten Verbindlichkeitsverlust handlungsorientierender religiöser Weltbilder und ihrer säkularen Nachfolgekandidaten (in Form von Aufklärungsphilosophie, Geschichtsphilosophie, innerweltlichem Fortschrittsoptimismus, Ideologie usw.) wie als Reaktion auf den Wissenschaft allgemein kennzeichnenden „Trivialisierungsprozeß“ (Tenbruck 1976) plausibel erscheint. In dem genannten Unschärfwerden des semantischen Bedeutungsprofils fast aller Schlüsselbegriffe bis hin zur Preisgabe ihrer von Hans Maier so beklagten „begrifflichen Identität“⁵⁹ spiegelt sich nur dieser Verbindlichkeitsverlust handlungsorientierender Weltbilder, der als Reaktion die Anstrengungen verstehbar macht, in den Prozeß kommunikativer Verständigung selbst noch ihre begrifflichen Fundamente reflexiv miteinzubeziehen.

Liest man dagegen historische Rhetoriktraktate⁶⁰ mit ihrer – gemessen am modernen Reflexiondruck – fast naiven Selbstsicherheit hinsichtlich

⁵⁸ Vgl. Kaltenbrunner 1975, S. 44 ff., 176 ff.

⁵⁹ Maier 1975, S. 55 ff., hier S. 57; Kopperschmidt 1988, S. 258 ff.

⁶⁰ Vgl. etwa Aristoteles, Rhetorik I 59. Dazu: Kopperschmidt 1988, S. 258. Moderne Beispiele wären etwa kirchenamtliche Verlautbarungen (wie Deutsche

dessen, was allgemein als richtig und falsch zu gelten hat und wie es mit „verba proria“ zu benennen bzw. gegen seine Verfälschung durch „falsa nomina“ zu schützen ist,⁶¹ dann wird kontrastiv der radikale Wandel der Bedingungen deutlich, unter denen sich heute öffentliche Rede und ihre mögliche Überzeugungskraft konstituieren.

Und noch etwas kommt hinzu, was die zitierte Fundamentalisierungstendenz heutiger öffentlicher Rede zumindest befördert: In gleichem Maße nämlich, wie die Ressourcen traditionell verbürgerter Handlungsorientierung sich erschöpfen (Kopperschmidt 1988) und gesamtgesellschaftliche Verständigungsprozesse entsprechend erschwert werden, nimmt der Verständigungsbedarf exponentiell zu: einmal aufgrund des wachsenden Vernetzungszwangs von Handlungsabläufen und der daraus resultierenden Komplexitätszunahme solchermaßen vernetzter Handlungssysteme; zum anderen aufgrund qualitativ neuer Problemlagen, die als immer belastender werdende Nebenfolgen eines wissenschaftlich angeleiteten technischen Entwicklungsprozesses dessen eigensinnige instrumentelle Rationalität zunehmend diskreditieren und eine Stimmungslage zeitaktuell begünstigen, die neuzeitliche Rationalität schlechthin als abgewirtschaftetes Paradigma preiszugeben bereit ist.

„Hand aufs Herz“ – fragt der Soziologe Tenbruck – „wer glaubt denn noch an Lösungen?“ (1976, S. 19 ff.) „Niemand weiß, was gut und richtig ist; jedenfalls kann niemand endgültig nachweisen, daß seine oder ihre Präferenzen absolut gesetzt werden sollten“ sekundiert ihm sein Kollege Dahrendorf (1988, S. 3). Man kann sich die symptomatische Dialektik zwischen Verständigungserschweris und Verständigungsbedarf an jedem zeitaktuellen Problem klarmachen, angefangen bei der Bevölkerungsexplosion, Armut und Verschuldung der Dritten Welt, globaler Hungerkatastrophe, Klimastörung über Schwangerschaftsabbruch, Sterbehilfe, Genomkartierung inklusive des EG-Projekts einer „prädikativen Medizin“ bis zur Gefährdung der natürlichen Lebensbedingungen der Spezies Mensch. Besonders die im ökologischen Problemkontext forcierte öko-ethisch interessierte grundbegriffliche Reflexion über einen zeit- und problemangemessenen Verantwortungsbegriff, der nicht nur zukünftige Generationen, sondern auch Tiere und Pflanzen als Rechtsträger mit Schutzanspruch umfaßt, belegt beispielhaft, wie schwer es ist, außerhalb eines – etwa schöpfungstheologisch fundierten – Paradigmas konsensfähige Orientierungen unseres Handelns argumentativ

Bischofskonferenz 1979 oder zus. mit EKD 1979).

⁶¹ Vgl. neben Dieckmann 1964, S. 133 ff.; Wössner 1937. Zur abbildtheoretischen Problematik vgl. Heringer 1982, S. 14 ff.

zustimmungsfähig zu machen.⁶² Verständigungsprozesse machen aus innerer Notwendigkeit die theoretisch einklagbare Grenze zwischen Kommunikation und ihrer metakommunikativen Selbstthematierung immer unschärfer. Daß angesichts solcher Problembelastung auch „Ausbrüche in die Unbelangbarkeit“ die fällige fundamentale Reflexionsarbeit ersetzen können, dies hat O. Marquard als durchaus mögliche Reaktion auf eine „Übertribunalisierung“ plausibel beschrieben, die, sobald sie zur Lebensbedrohung wird, eine „inoffizielle Refatalisierung der Welt“ trotz ihrer „offiziellen Defatalisierung“ begünstigen könnte (Marquard 1980, S. 193 ff.).

Zur Dezentralisierung der Rede-Orte, Pluralisierung der Rede-Stile und Fundamentalisierungs- (nicht: Dogmatisierungs-)tendenz des Reflexionsniveaus von Rede kommt – eng mit dem letzten zusammenhängend – als

4. Strukturmerkmal heutiger öffentlicher Rede hinzu, was ich mangels besserer Alternativausdrücke ihre selbstverordnete Authentizitätspflichtigkeit nennen möchte. Damit meine ich einen Anspruch von Rede bzw. von Redenden, der die Fragilität, Vorläufigkeit und Unsicherheit heutiger Problemreflexion bis in die Form des Redens hinein sprachlich authentisch abzubilden sich abverlangt. Ich vermute, daß viele Klagen über die öffentliche Sprachlosigkeit eben dies bloß als Verlust einer öffentlichen Redekultur beschreiben, was vielleicht angemessener als Ethos der Aufrichtigkeit zu bestimmen wäre; ein Ethos freilich, das sich vorerst eher als Verdacht gegen eine – wie man es gestaltpsychologisch umschreiben könnte – ästhetisch geschlossene rhetorische Sprachgestalt von Rede zur Geltung bringt, als Verdacht nämlich, daß sich in dieser ästhetisch geschlossenen Gestalt eine zeit- und problemangemessene Reflexionsintensität nicht mehr sprachlich zur Selbstdarstellung bringen läßt. Und schon gar nicht eine – um die fällige Konjunkturvokabel nun doch zu gebrauchen – Betroffenheit abbilden läßt, die heute fraglos zusammen mit Aufrichtigkeit in keiner nacharistotelischen Ethos-Bestimmung eines glaubwürdigen Redners fehlen dürfte (Ramstedt 1982, S. 452 ff.). So konstitutiv auch die Glaubwürdigkeit des Redners für die mögliche Überzeugungskraft seiner Rede ist, so sehr ist sein Glaubwürdigkeitsprofil historisch dimensioniert. Und gegenwärtig dürfte rhetorische Brillanz in einem solchen Glaubwürdigkeitsprofil kaum vorkommen, weil sie sprachlich eine Souveränität gegenüber der Sache anzeigt, die dem Redner eher als Täuschungs- und Überlistungsversuch oder noch mehr: als mangelndes Problembewußtsein angelastet wird. Dieses Anlasten könnte man als Einklagen einer durchaus rhetorischen Regel in-

⁶² Vgl. Birnbacher 1980, Jonas 1984, Luhmann 1986.

interpretieren, die als aptum-Forderung eine Übereinstimmung zwischen sprachlicher Form und materialem Gehalt verlangt (Lausberg 1960, S. 507 ff.). Diese aptum-Forderung scheint heute – bes. bei Jugendlichen – nur dann als eingelöst zu gelten, wenn der Redner erkennen läßt, daß er als Person sich der Andringlichkeit der Sache aussetzt, die distanzermöglichendes Verfügen-Können über sie ausschließt. Wer sich als Redner nicht als selbst „in Geschichten verstrickt“ (Schapp 1973) kommunikativ erfahrbar machen kann, büßt seine Glaubwürdigkeit ein und damit seine mögliche Überzeugungskraft. Das zunehmende Mißlingen von Politikern, sich außerhalb der Bannmeile des Parlaments noch Gehör zu verschaffen, dürfte seinen Grund nicht zuletzt in dem Glaubwürdigkeitsverlust von Politfunktionären finden, deren gestanzte Reden eben dieses „Verstricktsein“ kaum erkennen lassen.

Die Folgen dieses – natürlich durch die Psychologisierungswelle der 70er Jahre geförderten – Aufrichtigkeitsanspruchs für die sozialen Verhaltensregeln im allgemeinen hat neben Lionel Trilling bes. Richard Sennet in „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ beschrieben und am Plausibilitätsschwund der (so rhetoriknahen) Schauspielmetaphorik erläutert, einer Metaphorik, die nicht Authentizität im Sinne von Treue zu sich selbst meinte, sondern Rollenkonformität als Kriterium gesellschaftlich angemessenen Verhaltens codifizierte.⁶³ Die Folgen dieses Aufrichtigkeitsanspruchs speziell für die Rhetorik sind meines Wissens noch nicht beschrieben; ebenso wenig wie die Folgen des endgültigen Vorbildverlusts einer Kunstprosa, die sich trotz ihrer Literalität schulsozialisatorisch an antiken Mustern jahrhundertlang orientiert hat und d.h.: an Mustern einer oralen Kultur;⁶⁴ ebenso wenig wie schließlich die Folgen der Einsicht, daß das rhetorische Regelsystem öffentlicher Rede zwar einen interkulturellen Anspruch auf Gültigkeit erhob (Lachmann 1977, S. 167 ff.), zugleich aber auch eine radikal geschlechtsspezifische, nämlich exklusiv von Männern bestimmte öffentliche Redekultur normierte.⁶⁵ Diese Folgen zu berücksichtigen dürften Mindestvoraussetzungen sein, um sich heute einen Zugang zu den Manifestationsformen öffentlicher Rede zu verschaffen. Ansonsten verkommt die Kritik an der öffentlichen Rede zur Begleitmusik einer Kulturkritik, deren Ohnmacht schon ihre zeitenbundene Topizität verrät.

⁶³ Trilling 1983, Sennett 1983, bes. S. 143 ff., Dubiel 1975, S. 21 ff., 46 ff. (credibility gap).

⁶⁴ Vgl. Ong 1987, bes. S. 109 ff., Fuhrmann 1983, S. 5 ff., Geißner 1988, S. 16 ff.

⁶⁵ Ong 1987, S. 113 ff., Venske 1985, S. 149 ff., Brückner 1986.

Eine Zeit, deren Selbstdefinitionsversuche fast alle nur noch den Begriff „Krise“ durchdeklinieren,⁶⁶ eine Zeit, die weithin übereinstimmend mit Kurzformeln wie „katastrophale Moderne“, „Neue Unübersichtlichkeit“, „Unbehagen in der Modernität“ usw.⁶⁷ charakterisiert wird, eine solche Zeit wird und muß eine Rhetorik entwickeln, die anders ist in dem Maße, als die Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede andere geworden sind. Diese andere Rhetorik wenigstens zu bemerken, setzt nur eins voraus, nämlich: sich die Historizität der Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede einzugestehen, wie sie etwa für die Konstitutionsbedingungen poetischer Rede längst ratifiziert ist.⁶⁸ Und das heißt: öffentliche Rede an den Orten und in den Formen zu suchen, die der Struktur- und Funktionswandel der Öffentlichkeit ihr heute zur Selbstmanifestation eröffnen.

Ein jetzt naheliegender Einwand mag abschließend noch kurz behandelt werden: Hat es nicht in Deutschland erst kürzlich eine Rede gegeben, deren enorme Wirkung die Historizität der Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede doch wieder relativiert? Ist nicht am 8. Mai 1985 im Deutschen Bundestag eine Rede gehalten worden, die „groß“ zu nennen zwischenzeitlich bereits konventionalisiert ist?⁶⁹ In der Tat! Die Wirkung der Weizsäcker-Rede mag zunächst überraschen; überraschen deshalb, weil sie – ihrer gattungsspezifischen Eigenart als epideiktischer Gedenkrede nach – eigentlich, um wirksam werden zu können, eben das voraussetzen müßte, was nach bisheriger Analyse nicht mehr vorausgesetzt werden kann, nämlich Werthaltungen und Überzeugungen, die nicht erst deliberativ durch ihre Problemlösungsleistung einer Beglaubigung bedürfen, sondern deren Geltungsevidenz unterstellbar sein muß, um in der Gemeinsamkeit ihrer Unterstellung das normative Fundament von Gesellschaft epideiktisch erfahrbar werden zu lassen. Konkret erfahrbar wird dieses normative Fundament nach Auskunft der Rhetoriktheorie in der Konsensualität von Lob und Tadel (Lausberg 1960, S. 129 ff.), d.h.: in der übereinstimmenden Bewertung von Personen, Ereignissen und geschichtlichen Erfahrungen, wie sie sich im Redner als Sprachrohr des versammelten Publikums manifestiert.

⁶⁶ Vgl. Beck 1986 (zum „Paradigma der Risikogesellschaft“).

⁶⁷ Heinrichs 1987, Habermas 1985, Berger u.a. 1975. Vgl. auch Habermas 1985/1.

⁶⁸ Vgl. Schanze 1973, S. 181 ff.

⁶⁹ Zu Redetext und Kommentaren vgl. Landeszentrale 1986, Gill/Steffani 1986.

Es gibt einen Versuch, die Wirkung der Weizsäcker-Rede aus dem „kompensatorischen Charakter (heutiger) politischer Rhetorik“ zu erklären, insofern sie zunehmend das politische Alltagsgeschäft der Funktionäre von normativen Legitimationsansprüchen zu entlasten geeignet ist: „Kluge Reden zum Ausgleich für krude Politik“, „Sinnstiftung als Politik-Ersatz“ (Leicht 1988, S. 1). Ich halte diesen Erklärungsversuch für bedenkenswert, weil er am Modell öffentlicher Rede exemplifiziert, was als ökonomische Arbeitsteilung zwischen Sinnstiftern und Pragmatikern längst auf der Liste der Agenda steht.⁷⁰ Gleichwohl scheint mir eine andere Deutung der Wirkung dieser Rede plausibler: Ihr ist es gelungen, ein Bedürfnis nach Selbstvergewisserung eines common sense zu befriedigen, der sich in den letzten 40 Jahren nicht zufällig in der Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte herausgebildet hat und der nur noch darauf wartete, öffentlich und offiziell beglaubigt zu werden. Es ist oft angemerkt worden, daß die Gedenkrede zum 8. Mai eigentlich nichts Überraschendes enthält, sondern nur aussagt, was alle – fast alle – für richtig halten. Eben! Das Überraschende an dieser Rede ist in der Tat, daß sie so wenig überraschend ist und doch eine so große Wirkung gezeitigt hat. Diese Wirkung erklärt sich – so meine ich – weder aus einer neuartigen Problemdimensionierung noch aus der elokutionellen Brillanz dieser Rede; denn beides ist ihr fremd. Diese Wirkung erklärt sich vielmehr aus der Akzeptabilität einer geschichtlichen Deutung, die in der konsensstiftenden Kraft dieser Formel kondensiert ist: „Der 8. Mai 1945 war ein Tag der Befreiung. Er hat uns befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“. Konsensstiftend ist diese Formel, weil sie weder die Kosten verschweigt, die diese Befreiung verlangt hat, noch den Unrechtscharakter des Systems leugnet, dessen gewaltsame Vernichtung diese Kosten gerechtfertigt hat, noch schließlich die Kosten der Befreiung als Sühne einer kollektiven Schuld verrechnet, sondern die Unterscheidung zwischen denen, die befreit wurden, und dem Unrechtssystem, von dem befreit wurde, sprachlich explizit einklagt.

Ich möchte diese Formel nicht als Kompromißformel entwerten, sondern an ihr exemplarisch die Bedingungen möglicher Konsensstiftung ablesen: Die Formel ist in so hohem Maße zustimmungsfähig, weil sie an einen deliberativ erarbeiteten gesellschaftlichen Konsens anschließen konnte und ihn in einer Weise zu reformulieren vermochte, die sehr verschiedene Erfahrungen mit dem 8. Mai 1945 in sich versöhnte. Das Bedürfnis nach solcher common sense-Erfahrung und die seltene Chance seiner heutigen

⁷⁰ Vgl. die sogenannte „Bamberger Botschaft“ Marquards 1986, S. 98 ff. Kritisch dazu Kursbuch 91. 1988, Rusen 1988.

Befriedigung dürften den Erfolg dieser Rede erklären. Zugleich läßt sich aber auch an den Bedingungen ihres Erfolgs ablesen, wie schwer seine Wiederholung gelingen dürfte.

Die Probe aus Exempel wäre die Jenninger-Rede vom 9. November 1988, der eben diese Zustimmung versagt blieb, weil sie – wie ungewollt auch immer – diesem gesellschaftlich eingespielten Konsens seine Selbstvergewisserung nicht gönnte. Denn den 9. November 1938 aus der Sicht der Täter versuchsweise zu rekonstruieren, versperrt notwendig einer Deutung den Weg, die den 8. Mai 1945 noch als „Tag der Befreiung“ zu verstehen erlaubt. Was den 9. November und die auf ihn folgenden Greuelthaten möglich gemacht hat, davon kann kein Volk durch Sieger gewaltsam befreit werden! Die Abwehrmechanismen, die diese Rede bei vielen aktualisiert hat, erklären sich m.a.W. nicht oder nicht primär aus dem Mißlingen des Redners, sich von den zitierten antisemitischen Äußerungen eindeutig distanziert zu haben;⁷¹ sie erklären sich auch nicht oder nicht primär aus der vermeintlichen Mißachtung gattungsspezifischer Regeln, die eine Täterperspektive virtuell zu übernehmen verbieten (Hoffmann/Schwitalla 1988, S. 9). Die Abwehrmechanismen erklären sich leichter als Reaktion auf eine Tabuverletzung; und die bestand darin, den 9. November 1938 psychologisch, ökonomisch und politisch für rekonstruierbar zu halten, statt der gar nicht so gratifikationsarmen Insistenz auf seine prinzipielle Unbegreiflichkeit weiter das Wort reden zu wollen (Greiner 1988, S. 5). Die Tabus, die Jenningers' Rede verletzt hat, sind im sogenannten Historikerstreit deutlicher beim Namen genannt worden als in der gängigen Kritik an der mangelnden rhetorischen Kompetenz dieses Redners.

Ein Vergleich zwischen der von Weizsäcker- und der Jenninger-Rede könnte – so meine ich – deutlich machen, daß auch unter den oben genannten Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede Gedenkreden noch möglich sind; freilich nur unter der Voraussetzung, daß sie an einen in gesellschaftlicher Deliberation erarbeiteten Konsens anzuschließen vermögen, um ihn epideiktisch als Konsens öffentlich und offiziell zur Geltung zu bringen. Weil aber Konsens heute eine äußerst knappe Ressource geworden ist, bleiben Gedenkreden eine riskante Angelegenheit. Das Jahr 1989 mit seinen fälligen Gedenktagen wird – so fürchte ich – noch reichlich Belege für diese Diagnose liefern.

4. Schlußbemerkung

Rhetorik – gestern und heute: Es hat die öffentliche Rede in Deutschland

⁷¹ Vgl. neben Jens 1988, S. 13 bes. Hoffmann/Schwitalla 1989, S. 5 ff.

gestern gegeben und es gibt sie heute. Die Topizität einer kulturkritisch gestimmten Klage über deren Verfall macht blind gegenüber der Historizität ihrer Konstitutionsbedingungen. Diese ihre Historizität zu ratifizieren würde ein breites Problemfeld für eine Diskussion über Struktur und Funktion öffentlicher Rede in den modernen Massendemokratien eröffnen; eine Diskussion, die auf Interdisziplinarität geradezu abonniert ist, will sie nicht methodologisch hinter den Erkenntnisstand zurückfallen, den heute die Thematisierung von Sprache allgemein und von Rede im besonderen verlangt. Einer Rhetorik-Theorie, die weder nur Theorie der antiken Rhetorik und ihrer Rezeptionsgeschichte sein noch sich bloß als disziplinäre Vorläuferin einer Textlinguistik andienen möchte,⁷² könnte es sicherlich gut tun, wenn sie gezwungen würde, im Kontext einer allgemeinen Kommunikationstheorie der Gesellschaft⁷³ ihr prinzipielles Frageinteresse zu reformulieren, wodurch diskursive Anschlüsse an solche Disziplinen erleichtert würden, die genuin rhetorische Probleme in zuweilen ungewöhnlicher Fachsprachlichkeit behandeln. Das Insistieren dagegen auf die rhetorische Provenienz solcher Probleme ist so ohnmächtig wie der alte, besonders gegenüber der Philosophie erhobene Vorwurf, sie traktiere bloß rhetorisches Diebesgut.⁷⁴

Rhetorik – gestern und heute: Sich mit öffentlicher Rede redekritisch zu befassen bzw. sie redepädagogisch einzuüben kann nur dann gegen manipulative Entmündigungsgefahr immunisieren bzw. die öffentliche Beanspruchung demokratischer Mitspracherechte befördern, wenn unter Rede nicht bloß ein formales und daher wertindifferentes Gestaltungsmittel sprachunabhängiger Inhalte verstanden wird, sondern wenn Rede als Medium kategorialer und argumentativer Wirklichkeitskonstruktion gilt, das der Ermöglichung kooperativen Handelns dient. Ob die in Rede propagierten Handlungsziele zustimmungsfähig sind, ist mithin keine Frage formaler Redequalitäten, sondern abhängig von dem Maß eingelöster Bedingungen kommunikativer Konsensbildung. Gerade im Jubiläumsjahr 1989 sollte die ernüchterte Erinnerung an eine Epoche hoch geschätzter Revolutionsrhetorik leichter fallen, über die G. Büchner in seinen „Danton“ Barère verbittert sagen läßt, daß in ihren „Perioden ... jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf“ war (Büchner 1965, S. 48).

Rhetorik – gestern und heute: Die vorgetragenen Überlegungen zur

⁷² Vgl. Kalverkämper 1983, S. 349 ff.

⁷³ Vgl. bes. Göttert 1988.

⁷⁴ Vgl. Quintilian I 16 ff., Mainberger 1988/2, S. 67 ff., 71 ff.

öffentlichen Rede wären als eine *rhetorica contra rhetoricam* gründlich mißverstanden. Sie sind es so wenig wie sich Fausts Vorbehalt gegenüber Wagner als Rhetorikverdikt verrechnen läßt. „Es trägt Verstand und rechter Sinn / mit wenig Kunst sich selber vor“: Dies ist kein Plädoyer für öffentliches Stammeln, sondern komprimierte Programmatik eines nicht-technizistischen Rede-Ideals, das nicht weniger historische Konstitutionsbedingungen möglicher Rede benennt wie es die Regelrhetorik tat, gegen die es sich wendet.⁷⁵ Eine vergleichbar programmatische Formulierung, in der die heutigen Ansprüche an Rede und ihre öffentliche Manifestation sich kondensiert abbilden ließen, gibt es begrifflicherweise noch nicht. Die hier vorgetragenen Überlegungen sind notwendige und noch sehr unsichere Vorarbeiten dazu.

Literatur

Allhoff, D.-W. (1975): *Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten Deutschen Parlaments von 1848/49*. München.

Aristoteles (1964): *Rhetorik*. Oxford.

Bachem, R. (1979): *Einführung in die Analyse politischer Texte*. München.

Barthes, R. (1970): *L'ancienne rhétorique*. In: *Communications* 16, S. 173 ff.

Bartsch, E. (1974): *Die Funktion der Sprechkunde in der Ausbildung des Deutschlehrers*. Pädag. Institut Düsseldorf. Heft 20.

Baumhauer, O.H. (1986): *Die sophistische Rhetorik*. Stuttgart.

Bausch, K.-H./Grosse, G. (Hrsg.) (1985): *Praktische Rhetorik*. Mannheim.

Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt.

Beck, U. (1988): *Gegengifte*. Frankfurt.

Behrens, M./Dieckmann, W./Kehl, E. (1982): *Politik als Sprachkampf*. In: *Heringer*, S. 216 ff.

Bergsdorf, W. (1978): *Politik und Sprache*. München.

Bergsdorf, W. (1983): *Sprache und Herrschaft*. Pfullingen.

Berger, P. u.a. (1975): *Das Unbehagen in der Modernität*. Frankfurt.

⁷⁵ Vgl. zur Stelle Gauger 1986, S. 88, Schmidt 1985/1, S. 58 ff., 316 ff.

- Beutin, W. (1976): Sprachkritik-Stilkritik. Stuttgart.
- Birnbacher, D. (Hrsg.) (1980): Ökologie und Ethik. Stuttgart.
- Blücher, Graf Viggo (1966): Die Generation der Unbefangenen. Düsseldorf/Köln.
- Blumenberg, H. (1981): Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt.
- Bokelmann, P./Nahr, G. (1979): Staatliche Öffentlichkeit im Wandel politischer Kommunikation. Berlin.
- Bremerich-Vos, A. (1990?): Populäre Rhetorik-Ratgeber.
- Breuer, D. (1974): Schulrhetorik im 19. Jahrhundert. In: Schanze, H./ Breuer, D. (Hrsg.): Rhetorik. Frankfurt, S. 145 ff.
- Brückner, Ch. (1986): Wenn du doch geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen. Frankfurt.
- Büchner, G. (1965): Danton. In: Werke und Briefe. München.
- Büchner, K. (1955): Tacitus. Stuttgart.
- Burke, K. (1967): Die Rhetorik in Hitlers „Mein Kampf“ und andere Essays zur Strategie der Überredung. Frankfurt.
- Bußhoff, H. (1976): Der politische Code. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2, 335 ff.
- Cicero (1964): Brutus. Oxford.
- Cicero (1963): De oratore. Oxford. Dtsche Übers. München o.J.
- Curtius, E.R. (1948): Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter. Bern/München.
- Dahmen, R. (Hrsg.) (o.J.): Erziehung zur politischen Mündigkeit. Otzenhausen.
- Dahrendorf, R. (1988): Auf den Wähler kommt es an. In: Die Zeit 34, S. 3.
- Deutsche Bischofskonferenz (1979): Dem Leben dienen.
- Deutsche Bischofskonferenz/EKD (1979): Grundwerte und Gottes Gebot.

- Deutscher Gewerkschaftsbund, Bundesvorstand (Hrsg.) (1966): Durch Mündlichkeit zur Mündigkeit. Hattingen.
- Dieckmann, W. (1964): Information oder Überredung? Marburg.
- Dieckmann, W. (1969): Sprache in der Politik. Heidelberg.
- Dieckmann, W. (1973): Sprachwissenschaft und Ideologiekritik. In: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik und in der DDR. Düsseldorf, S. 90 ff.
- Dieckmann, W. (1981): Politische Sprache. Politische Kommunikation. Heidelberg.
- Dieckmann, W./Held, P. (1986): Sprache und Kommunikation in politischen Institutionen. Berlin.
- Domarus, M. (1965): Hitler. Reden 1932 bis 1945. 4 Bde. München.
- Dubiel, H. (1975): Was ist Neokonservatismus? Frankfurt.
- Dyck, J. (Hrsg.) (1974): Rhetorik in der Schule. Kronberg.
- Ehlich, K. (Hrsg.) (1989): Sprache im Faschismus. Frankfurt.
- Epiktet (1959): Handbüchlein der Moral und Unterredungen. Stuttgart.
- Eisel, S. (1986): Konsens im Konflikt. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 10, S. 3 ff.
- Fetscher, I./Richter, H.E. (Hrsg.) (1976): Worte machen keine Politik. Reinbek.
- Fichte, J.G. (1910): Plan anzustellender Redeübungen. In: Werke-Auswahl in 6 Bdn., hrsg. von F. Medicus. Leipzig 1910.
- Fischer, P. (Hrsg.) (1974): Reden der französischen Revolution. München.
- Fuhrmann, M. (1983): Rhetorik und öffentliche Rede. Konstanz.
- Gauger, H. (1952): Die Kunst der politischen Rede in England. Tübingen.
- Gauger, H.-M. (1986): Über das Rhetorische. In: Jahrbuch der Akademie für Sprache und Dichtung. Heidelberg, S. 85 ff.

- Geißler, E (1939): Sprechen und Sprechkunst im Geiste der Zeit. In: Muttersprache 54, S. 169 ff.
- Geißner, H. (1969): Rede in der Öffentlichkeit. Stuttgart.
- Geißner, H. (1975): Rhetorik und politische Bildung. Kronberg.
- Geißner, H. (1988/1): Rhetorik. In: Sociolinguistics/Soziolinguistik. Ein Internationales Handbuch. Berlin/New York, S. 1768 ff.
- Geißner, H. (1988): mündlich: schriftlich. Frankfurt.
- Gill, U./Steffani, W. (Hrsg.) (1986): Eine Rede und ihre Wirkung. Berlin.
- Gössmann, W. (1969): Rhetorik und öffentliches Sprechen heute. In: Hochland 61, S. 13 ff.
- Göttert, K.-H. (1988): Rhetorik und Kommunikationstheorie. In: Rhetorik 7, S. 79 ff.
- Goth, J. (1970): Nietzsche und die Rhetorik. Tübingen.
- Greiffenhagen, M. (1980): Kampf um Wörter? München.
- Greiner, U. (1988): Das Ende der Dialektik. In: Die Zeit 47, S. 5.
- Grieswelle, D. (1972): Propaganda der Friedlosigkeit. Eine Studie zur Rhetorik 1920-33. Stuttgart.
- Grieswelle, D. (1974): Sprache und Politik. Berlin/New York.
- Grieswelle, D. (1978): Rhetorik und Politik. München.
- Grünert, H. (1974): Sprache und Politik. Berlin/New York.
- Grünert, H. (Hrsg.) (1974): Politische Reden in Deutschland. Frankfurt.
- Habermas, J. (1969): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/Berlin.
- Habermas, J. (1970): Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In: Hermeneutik und Dialektik. Tübingen, S. 73 ff.
- Habermas, J. (1985): Der Philosophische Diskurs der Moderne. Frankfurt.
- Habermas, J. (1985/1): Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt.

- Häberle, P. (1970): Struktur und Funktion der Öffentlichkeit im demokratischen Staat. In: Politische Bildung 3, S. 3 ff.
- Haedrich, G. u.a. (Hrsg.) (1982): Öffentlichkeitsarbeit. Berlin/New York.
- Hamilton, W.G. (1978): Logik der Debatte. Heidelberg.
- Haug, W.F. (1967): Der hilflose Antifaschismus. Frankfurt.
- Heiber, H. (1953): Die Rhetorik der Paulskirche. Diss. Berlin.
- Heilmann, K. (1982): Antike Theorien über Entwicklung und Verfall der Redekunst. (Zetemata 77) München.
- Heinrichs, H.-J. (1987): Die katastrophale Moderne. Frankfurt.
- Hennis, W. (1963): Politik und praktische Philosophie. Neuwied/Berlin.
- Herder, J.G. (1879/1): Haben wir Deutsche Ciceronen? bzw.: Sollen wir Ciceronen auf der Kanzel haben? In: Sämtliche Werke (hrsg. von B. Suphan). Berlin, S. 297 ff.
- Herder, G. (1879/11): Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 42. Brief. In: Sämtliche Werke (hrsg. von B. Suphan). Berlin.
- Heringer, H.J. (Hrsg.) (1982): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen.
- Herrlitz, H.G. (1966): Vom politischen Sinn einer modernen Aufsatzrhetorik. In: Gesellschaft, Staat, Erziehung 4, S. 310 ff.
- Hethey, R. (1988): Von der Mündlichkeit in die Unmündigkeit. In: Rhetorik 7, S. 133 ff.
- Hinderer, W. (Hrsg.) (1973): Deutsche Reden. 2 Bde. Stuttgart.
- Hitler (1955): Mein Kampf. München.
- Hoffmann, L./Schwitalla, J. (1989): Äußerungskritik. In: Sprachreport. IdS. 1, S. 5 ff.
- Ijsseling, S. (1988): Rhetorik und Philosophie. Stuttgart.
- Jens, W. (1966): Ungehaltene Worte über eine gehaltene Rede. In: Die Zeit 47, S. 5 ff.

- Jens, W. (1969): Von deutscher Rede. München.
- Jens, W. (1971): Rhetorik. In: Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte. Berlin/New York. Bd. 3, S. 432 ff.
- Jochmann, C.G. (1983): Über die Sprache. In: ders.: Politische Sprachkritik. Stuttgart, S. 9 ff.
- Jonas, H. (1984): Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (1989): Jugend '81. Opladen, S. 430 ff.
- Kaltenbrunner, G.-K. (Hrsg.) (1975): Sprache und Herrschaft. München.
- Kalverkämper, H. (1983): Antike Rhetorik und Textlinguistik. In: Faust, M. u.a. (Hrsg.): Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. FS für P. Hartmann. Tübingen, S. 349 ff.
- Kinne, M. (1983): Zum Sprachgebrauch der deutschen Faschisten. In: Diskussion Deutsch 14, S. 518 ff.
- Kirst, W.-D. (1981): K. Schumacher als Redner. Gießen 1981.
- Klöss, E. (Hrsg.) (1967): Reden des Führers. München, S. 46 ff.
- Kopperschmidt, J. (1976): Allgemeine Rhetorik. Stuttgart.
- Kopperschmidt, J. (1977): Von der Kritik der Rhetorik zur kritischen Rhetorik. In: Plett, H.F. (Hrsg.): Rhetorik. München, S. 213 ff.
- Kopperschmidt, J. (1981): Zum gegenwärtigen theoretischen praktischen Interesse an Argumentation. In: Rhetorik 2, S. 153 ff.
- Kopperschmidt, J. (1985): Rhetorica. Hildesheim.
- Kopperschmidt, J. (1987): Lieber theorielos als leblos. Anmerkungen zur Sprüchekultur. In: Muttersprache 97, S. 129 ff.
- Kopperschmidt, J. (1988): Politische Rede unter Bedingungen erschöpfter Konsensressourcen. In: Politische Vierteljahrschrift 29, S. 252 ff.
- Koselleck, R. (1989): Vergangene Zukunft. Frankfurt.
- Kotze, H./Krausnick, H. (Hrsg.) (1966): Es spricht der Führer. Gütersloh.
- Kuhn, Th. S. (1972): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt.

- Lachmann, R. (1977): Rhetorik und kultureller Kontext. In: Plett, H.F. (Hrsg.): Rhetorik. München, S. 167 ff.
- Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (1986): Eine Rede und ihre Folgen. Hamburg.
- Langenbucher, W.R. (Hrsg.) (1974): Zur Theorie der politischen Kommunikation. München.
- Latniak, E. (1986): Analyse politischen Sprachgebrauchs – noch ein Thema der Linguistik? In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 58, S. 29 ff.
- Lausberg, H. (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. 2 Bde. München.
- Lebede, H. (1939): Erziehung zum Sprechen. Im Anschluß an die neuen Lehrpläne 1938. Frankfurt.
- Lehmann, J./Glaser, H. (1975): Die Rede des Politikers. Bamberg.
- Leicht, R. (1988): Erste Frau und Zweiter Mann. In: Die Zeit 48, S. 1.
- Leinfellner, E. (1971): Der Euphemismus in der politischen Sprache. In: Beiträge zur Politischen Wissenschaft 13.
- Lepenes, W. (1972): Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt, S. 76 f.
- Lettau, R. (1971): Die Tarnsprache der Gewalt. In: Frankfurter Rundschau vom 10.7.
- Lotzmann, G. (1985): Praktische Rhetorik. In: Bausch/Grosse 1985, S. 82 ff.
- Lübbe, H. (1975): Der Streit um Worte. In: Kaltenbrunner, S. 87 ff.
- Lübbe, H. (1978): Zur politischen Theorie der Technokratie. In: ders.: Praxis der Philosophie, praktische Philosophie, Geschichtstheorie. Stuttgart.
- Lübbe, H. (1981): Zwischen Trend und Tradition. Zürich.
- Lübbe, H. (1982): Der Mensch als Orientierungsweise? Freiburg/München.
- Lübbe, H. (1987): Politischer Moralismus. Berlin.
- Luhmann, N. (1974): Der politische Code. In: Zeitschrift für Politik 21, S. 253 ff.

- Luhmann, N. (1980): *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. 2 Bde. Frankfurt.
- Luhmann, N. (1986): *Ökologische Kommunikation*. Opladen.
- Maas, U. (1984): *Als der Geist der Sprachgemeinschaft eine Sprache fand*. Opladen.
- Magass, W. (1967): *Das öffentliche Schweigen*. Heidelberg.
- Maier, H. (1975): *Können Begriffe die Gesellschaft verändern?* In: Kaltenbrunner, S. 55 ff.
- Maier, H. (1977): *Sprache und Politik*. Zürich.
- Mainberger, G. (1988): *Rhetorica*. 2 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Mann, Th. (1973/2): *Deutschland und die Deutschen*. U.a. in: Hinderer, S. 969 ff.
- Marquard, O. (1980): *Der angeklagte und der entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts*. In: Fabian, B. u.a. (Hrsg.): *Deutschlands kulturelle Entfaltung*. München, S. 193 ff.
- Marquard, O. (1986): *Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften*. In: ders.: *Apologie des Zufälligen*. Stuttgart, S. 98 ff.
- Mayer, H. (1967): *Rhetorik und Propaganda*. In: *Zur deutschen Literatur der Zeit*. Reinbek, S. 104 ff.
- Müller, A. (1967): *Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland (1812)*. Mit einem Essay und einem Nachwort von W. Jens. Frankfurt.
- Negt, O./Kluge, A. (1973): *Öffentlichkeit und Erfahrung*. Frankfurt.
- Nietzsche, F. (1912): *Geschichte der griechischen Beredsamkeit*. In: *Nietzsches Werke* Bd. XVIII. Leipzig.
- Nietzsche, F. (1960/1): *Unzeitgemäße Betrachtungen*. In: *Werke in 3 Bdn.* (hrsg. von K. Schlechta).
- Ockel, E. (1974): *Rhetorik im Deutschunterricht*. Göppingen.
- Ong, W.J. (1987): *Oralität und Literalität*. Opladen.

- Pelster, Th. (1971): Rede und Rhetorik im Sprachunterricht. In: Wirkendes Wort 6, S. 373 ff.
- Pelster, Th. (1973): Rede und Rhetorik. Düsseldorf.
- Perger, W.A. (1986): Die Bonner Rede. In: Kursbuch 84, S. 139 ff.
- Plett, H.F. (1971): Rhetorische Textanalyse. Hamburg.
- Quintilian (1972): Institutio oratoria. Übers. von H. Rahn. 2 Bde. Darmstadt.
- Ramstedt, O. (1982): Betroffenheit – was heißt das? In: Klingemann, H.D./Kaase, M. (Hrsg.): Politische Psychologie. Opladen, S. 452 ff.
- Rosenzweig, L. (1988): Laßt Worte sprechen. Der desolate Zustand deutscher Politiker-Reden. In: Die Zeit 51, S. 44.
- Rusen, J. u.a. (Hrsg.) (1988): Die Zukunft der Aufklärung. Frankfurt.
- Rust, H. (1977): Massenmedien und Öffentlichkeit. Berlin.
- Sack, M. (1988): Das Haus des Souveräns. In: Die Zeit 38, S. 69.
- Sandow, J. (1962): Die Rhetorik im Deutschen Bundestag. Diss. Berlin.
- Sarcinelli, U. (1987): Symbolische Politik. Opladen.
- Sarcinelli, U. (Hrsg.) (1987/1): Politikvermittlung. Bonn.
- Schapp, W. (1983): In Geschichten verstrickt. Hamburg.
- Schanze, H. (1973): Poetik als Theorie der geltenden Bedingungen für Texte. In: Breuer, B. u.a. (Hrsg.): Literaturwissenschaft. Frankfurt, S. 181 ff.
- Schanze, H./Kopperschmidt, J. (Hrsg.) (1989): Rhetorik und Philosophie. München.
- Schaub, G. (1975): Georg Büchner und die Schurhethorik. Bern/Frankfurt.
- Schelsky, H. (1963): Die skeptische Generation. Düsseldorf/Köln.
- Schelsky, H. (1965): Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation. In: ders.: Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Düsseldorf, S. 439 ff.
- Schelsky, H. (1976): Die Arbeit tun die anderen. Opladen.

- Schild, H.-J. (1973): Sprache und Herrschaft. Diss. Frankfurt.
- Schild, H.-J. (1988): Political Rhetoric: a Potential Threat to Democracy. In: Rhetorik 7, S. 13 ff.
- Schlüter, H. (1974): Grundkurs der Rhetorik. München.
- Schmeer, K. (1956): Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich. München.
- Schmidt, J. (1985): Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750-1945. 2 Bde. Darmstadt.
- Schmitt, C. (1925): Römischer Katholizismus und politische Form. München.
- Schnauber, C. (1972): Wie Hitler sprach. Frankfurt.
- Schneider, W. (1976): Wörter machen Leute. München/Zürich.
- Schönberger, K.H.C. (1981): Die Klagen über den Verfall der römischen Beredsamkeit im ersten Jahrhundert nach Christus. Diss. Würzburg.
- Schopenhauer, A. (1902): Eristische Logik. In: Parerga und Paralipomena. (Kap. II). Halle.
- Schorsch, Ch. (1988): Die Neue Bewegung. Gütersloh.
- Schubart, ,Ch.F.D. (1781): Kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften. Münster.
- Schumpeter, J. (1950): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. München.
- Sennet, R. (1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt.
- Simmler, F. (1978): Die politische Rede im Deutschen Bundestag. Göppingen.
- Sternberger, D. (1967): Der Staatsmann als Rhetor und Literat. In: ders.: Ich wünschte ein Bürger zu sein. Frankfurt, S. 114 ff.
- Sternberger/Storz/Süskind (1968): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg/Düsseldorf.
- Stirner, H. (1979): Die Agitation und Rhetorik F. Lassalles. Marburg.
- Strassner, E. (1987): Ideologie-Sprache-Politik. Tübingen.

- Strobl, J. (1978): Rhetorik im Dritten Reich. Diss. Wien.
- Sulzer, J.G. (1967): Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Leipzig. (1771).
- Tacitus (1958): Dialogus de oratoribus, Oxford.
- Tenbruck, F.H. (1976): Der Fortschritt der Wissenschaft als Trivialisierungsprozeß. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 18, S. 19 ff.
- Trilling, L. (1983): Das Ende der Aufrichtigkeit. Frankfurt/Berlin.
- Ueding, G. (1985): Rhetorik des Schreibens. Königstein.
- Ueding, G./Steinbrink, B. (1986): Grundriß der Rhetorik. Stuttgart.
- Uske, G. (1986): Die Sprache der Wende. Berlin/Bonn.
- Venske, R. (1985): Thesen zu einer feministischen Rhetorik. In: Rhetorik 4, S. 149 ff.
- Villwock, J. (1982): Die Reflexion der Rhetorik in der Philosophie F. Nietzsches. In: Philos. Jahrbuch 89, S. 39 ff.
- Weithase, I. (1961): Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. 2 Bde. Tübingen.
- Weller, M. (1954): Das Buch der Redekunst. Düsseldorf/Wien.
- Wiegmann, H. (1987): Rhetorik und Politik. Hamburg.
- Winckler, L. (1970): Studie zur gesellschaftlichen Funktion faschistischer Sprache. Frankfurt.
- Wössner, W. (1937): Die synonymische Unterscheidung bei Thukydides und den politischen Rednern der Griechen. Diss. Berlin.
- Zimmermann, H.-D. (1969): Die politische Rede. Stuttgart.